

vierhundert Meilen von der Grenzlinie entfernt, die das Gesetz vorschrieb. Um den Bedingungen seines Exils zu genügen, musste er sofort ins Ausland fliehen. Wegen Caesar kam Gallien natürlich nicht infrage. Es blieb nur ein Ort irgendwo im Osten – Griechenland vielleicht oder Asia. Unglücklicherweise befanden wir uns auf der falschen Seite des Stiefels. Wir mussten erst auf die adriatische Seite nach Brundisium gelangen, dort ein Schiff finden, das groß genug für eine so lange Reise war, um unsere Flucht dann über das im Winter tückische Meer antreten zu können. Eine ausnehmend üble Lage – wie sie ohne Zweifel von Caesar, dem Paten und Schöpfer von Clodius, auch beabsichtigt war.



Nach zwei mühseligen Wochen, oft bei schwerem Regen und auf schlechten Straßen, hatten wir die Berge überquert. Ständig witterten wir Hinterhalte, obwohl wir in den primitiven Dörfern durchweg freundlich empfangen wurden. Wir schliefen in verrauchten, eiskalten Gasthäusern und aßen hartes Brot und fettes Fleisch, das durch den sauren Wein kaum genießbarer wurde. Ciceros Laune schwankte zwischen Zorn und Verzweiflung. Er wusste inzwischen, dass es ein furchtbarer Fehler gewesen war, Rom zu verlassen. Es war Wahnsinn gewesen, das Feld zu räumen und Clodius Gelegenheit zu geben, die falsche Anschuldigung in die Welt zu setzen, er habe römische Bürger ohne Anhörung und ohne Urteilspruch hinrichten lassen, obwohl in Wahrheit alle fünf catilinarischen Verschwörer sich hatten verteidigen dürfen und ihre Hinrichtung vom gesamten Senat gebilligt worden war. Aber seine Flucht lief auf ein Schuldeingeständnis hinaus. Als er Caesars Trompeten hörte und ihm zum ersten Mal sein Irrtum zu dämmern begann, hätte er seinem Instinkt folgen und umkehren sollen. Er weinte über die Katastrophe, in die seine Torheit und Ängstlichkeit seine Frau und die Kinder gestürzt hatten.

Und als er sich genug für seine Schwäche gegeißelt hatte, fluchte er auf Hortensius und »den Rest der aristokratischen Bande«, die ihm den Aufstieg aus bescheidenen Verhältnissen zum Konsul und Retter der Republik nie verziehen hatten: Sie hatten ihn mit Absicht zur Flucht gedrängt, um ihn zu ruinieren. Er hätte Sokrates' Beispiel beherzigen sollen, der behauptete, der Tod sei dem Exil vorzuziehen. Ja, er hätte sich entleiben sollen. Er packte das Messer, das auf dem Esstisch lag. Er *würde* sich umbringen! Ich sagte nichts. Ich nahm seine Drohung nicht ernst. Er konnte kein Blut sehen – nicht das anderer Menschen und schon gar nicht das eigene. Sein Leben lang hatte er Militärexpeditionen, die Spiele, öffentliche Exekutionen oder Bestattungen gemieden – alles, was ihn an die Sterblichkeit des Menschen erinnerte. Ein möglicher Schmerz jagte ihm schon Angst ein, erst recht der Gedanke an den Tod – was, obwohl ich mir natürlich nie die Unverfrorenheit herausnehmen würde, das auch auszusprechen, der entscheidende Grund für seine Flucht aus Rom war.

Als schließlich die befestigten Mauern Brundisiums vor uns auftauchten, entschied er sich gegen ein Betreten der Stadt. Der Hafen sei so groß und geschäftig, so voller Fremder und so vorhersehbar sein Ziel, dass er davon überzeugt war, er sei der naheliegende Ort für einen Anschlag auf ihn. Stattdessen suchte er etwas weiter nördlich an der Küste Zuflucht, im Haus seines alten Freundes Marcus Laenius Flaccus. In jener Nacht schliefen wir zum ersten Mal seit drei Wochen in anständigen Betten, und am nächsten Morgen gingen wir hinunter zum Strand. Die Wellen waren wilder als auf der Sizilien zugewandten Seite. Ein kräftiger Wind schleuderte sie unablässig auf die Felsen und den Kies. Cicero verabscheute Seereisen jeder Art, und diese hier versprach besonders unangenehm zu werden. Und doch war es unsere einzige Möglichkeit zur Flucht. Einhundertzwanzig Meilen hinter dem Horizont lag die illyrische Küste.

Als Flaccus seinen Gesichtsausdruck sah, sagte er: »Kopf hoch, Cicero. Vielleicht geht das Gesetz ja nicht durch, oder einer der Volkstribunen legt sein Veto ein. Es muss doch in Rom noch jemanden geben, der für dich Partei ergreift. Doch sicher Pompeius, oder?«

Cicero schaute mit starrem Blick hinaus aufs Meer und sagte kein Wort. Ein paar Tage später erreichte uns die Nachricht, dass die Vorlage tatsächlich verabschiedet und nun Gesetz sei, weshalb Flaccus nun aus dem einfachen Grund, dass sich auf seinem Anwesen ein verurteilter Verbannter aufhielt, eines Kapitalverbrechens schuldig war. Dennoch versuchte er, uns zum Bleiben zu überreden, Clodius könne ihm nun wirklich keine Angst einjagen. Aber Cicero wollte nichts davon wissen. »Deine Loyalität rührt mich, alter Freund, aber dieses Ungeheuer hat sicher noch in der Sekunde, als das Gesetz verabschiedet wurde, einen Haufen Söldner losgeschickt, die mich festsetzen sollen. Wir haben keine Zeit zu verlieren.«

Ich hatte im Hafen von Brundisium ein Handelsschiff ausfindig machen können, dessen klammer Kapitän gegen ein stattliches Entgelt gewillt war, das Risiko einer winterlichen Fahrt über die Adria zu wagen. Bei Sonnenaufgang des nächsten Tages, als sonst noch niemand auf den Beinen war, gingen wir an Bord. Das Schiff war robust, aus breiten Balken gebaut, mit einer zwanzigköpfigen Mannschaft, die regelmäßig die Handelslinie zwischen Italien und Dyrrhachium befuhr. Ich kannte mich in diesen Dingen nicht aus, aber das Schiff machte auf mich einen sicheren Eindruck. Der Kapitän schätzte, die Überfahrt würde etwa anderthalb Tage dauern, aber wir müssten schnell ablegen, um den günstigen Wind zu nutzen. Während die Seeleute das Schiff seeklar machten und Flaccus am Kai wartete, diktierte Cicero mir schnell noch eine letzte Botschaft an seine Frau und die Kinder. *Ich hatte ein gutes Leben, eine erfolgreiche Laufbahn – das Gute in mir, nicht das Schlechte, hat mich in die Tiefe gerissen. Meine liebe Terentia, du treueste und beste aller Frauen, Tullia, meine geliebte Tochter, und du, Marcus, unsere einzig verbliebene Hoffnung – lebt wohl!* Ich schrieb die Zeilen nieder und gab sie Flaccus. Er hob eine Hand zum Abschied. Dann wurde das Segel entrollt, und die Leinen wurden losgemacht. Die Ruderer drückten uns von der Hafenummauer weg, und wir legten ab und glitten in den blassgrauen Morgen.



Anfangs machten wir gute Fahrt. Cicero stand hoch über uns anderen auf dem Steuermannsdeck, stützte sich auf die Reling und beobachtete, wie der große Leuchtturm von Brundisium hinter uns verschwand. Abgesehen von seinen Sizilienreisen, war es das erste Mal seit seiner Jugend, als er auf Rhodos Molons Rhetorikschule besucht hatte, dass er Italien verließ. Von allen Männern, die ich je kennengelernt habe, war Cicero von seiner Veranlagung her der am wenigsten für das Exil geeignete. Für ein befriedigendes Leben brauchte er die Ingredienzien einer zivilisierten Gesellschaft – Freunde, Nachrichten, Klatsch, Gespräche, Politik, Abendgesellschaften, Theater, Badehäuser, Bücher, prächtige Gebäude. All das entschwinden zu sehen muss eine Qual für ihn gewesen sein.

Dennoch war es in weniger als einer Stunde verschwunden. Im Nichts versunken. Der Wind trieb uns kräftig voran, und beim Anblick der Schaumkronen kam mir Homers »und donnernd wogte die purpurne Flut um den Kiel des gleitenden Schiffes« in den Sinn. Doch dann, am späten Morgen, verlor das Schiff nach und nach an Fahrt. Das große, braune Segel hing schlaff am Mast, und die beiden Steuerleute, die links und rechts von uns an den Ruderpinnen standen, wechselten ängstliche Blicke. Schon bald zogen sich am Horizont dichte schwarze Wolken zusammen, die sich keine Stunde später wie eine Falltür über uns schlossen. Es wurde fast nachtdunkel, die Temperatur fiel. Als der Wind wieder auffrischte, war die See viel rauer als zuvor, aber diesmal peitschten die Böen uns die kalte Gischt von der Wasseroberfläche ins Gesicht. Hagelkörner prasselten auf das schwankende Deck.

Cicero fing an zu zittern, dann beugte er sich vor und übergab sich. Sein Gesicht war aschgrau. Ich legte ihm einen Arm um die Schulter und bedeutete ihm, dass es besser sei, in die Kabine zu gehen. Wir waren die Leiter halb hinuntergestiegen, als das Halbdunkel von einem Blitz zerrissen wurde, dem eine Sekunde später ein ohrenbetäubendes, widerwärtiges Krachen folgte, das sich wie ein brechender Knochen oder ein splitternder Baumstamm anhörte. Ich war mir sicher, dass wir den Mast verloren hatten, denn plötzlich wurden wir hin und her geschleudert. Im Licht der Blitze türmten sich pechschwarz glänzende Berge auf und kippten wieder weg. Das Kreischen des Windes machte es unmöglich, zu sprechen oder etwas zu verstehen. Kurz entschlossen stieß ich Cicero in die Kabine, eilte hinter ihm her und schlug die Tür zu.

Wir versuchten aufzustehen, aber das Schiff hatte Schlagseite, und der Boden stand knöcheltief unter Wasser, sodass wir immer wieder ausrutschten. Das Schiff kippte von einer Seite auf die andere. Wir versuchten, uns an den Wänden festzuhalten, rutschten aber weiter mit losen Werkzeugen, Weinkrügen und Gerstensäcken im Dunkeln hin und her wie hilfloses Vieh, das in seinen Holzverschlägen auf dem Weg ins Schlachthaus war. Schließlich zwängten wir uns in eine Ecke und blieben dort durchnässt und zitternd liegen, während das Schiff uns weiter durchschüttelte. Ich hielt unser Ende für

gekommen, schloss die Augen und flehte Neptun und alle Götter an, dass sie uns erretten mögen.

Eine lange Zeit verging. Wie lange, kann ich nicht sagen – sicherlich den Rest des Tages, die ganze Nacht und einen Teil des folgenden Tages. Cicero lag bewusstlos neben mir. Hin und wieder berührte ich seine kalte Wange, um mich zu vergewissern, dass er noch lebte. Jedes Mal öffnete er kurz die Augen und schloss sie gleich wieder. Er habe sich schon damit abgefunden gehabt zu ertrinken, sagte er später, nur sei er so elendig seekrank gewesen, dass er keinerlei Angst verspürt habe. Vielmehr habe er erkannt, dass die Natur in ihrer Barmherzigkeit dem Sterbenden die Schrecken der Vernichtung ersparte und den Tod wie eine willkommene Erlösung erscheinen ließ. Fast die größte Überraschung seines Lebens sei es für ihn gewesen, als er am zweiten Tag aufgewacht sei und erkannt habe, dass der Sturm vorbei war und er sein Leben fortsetzen konnte. »Unglücklicherweise befinde ich mich aber in einer so erbärmlichen Lage, dass ich es fast bedauere.«

Als wir uns sicher waren, dass der Sturm sich endgültig gelegt hatte, gingen wir wieder an Deck. Die Seeleute warfen gerade die Leiche eines armen Teufels über Bord, dem eine ausschwingende Spiere den Kopf zerschmettert hatte. Die Adria war ölig glatt und ruhig, so grau wie der Himmel, und die Leiche versank fast ohne einen Spritzer. Im kalten Wind lag ein Geruch, den ich nicht genau bestimmen konnte, es roch nach Verrottung, nach Verwesung. Etwa eine Meile voraus sah ich eine Wand aus blankem, schwarzem Fels aus dem Wasser ragen. Ich nahm schon an, der Sturm hätte uns zurückgetrieben, zurück nach Italien. Aber der Kapitän lachte nur über meine Unwissenheit und sagte, das sei die illyrische Küste, das seien die berühmten Felsen, die die Zufahrt zur antiken Stadt Dyrrhachium bewachten.



Anfangs hatte Cicero vorgehabt, nach Epirus weiterzureisen, eine Gebirgslandschaft südlich von Dyrrhachium, wo Atticus ein großes Anwesen besaß, zu dem auch ein befestigtes Dorf gehörte. Es handelte sich um eine überaus triste Region, die sich nie von der schrecklichen Strafe erholt hatte, die der Senat hundert Jahre zuvor über sie verhängt hatte. Weil sie sich gegen Rom gestellt hatten, waren alle siebzig Städte dem Erdboden gleichgemacht und alle einhundertfünfzigtausend Bewohner als Sklaven verkauft worden. Trotzdem behauptete Cicero, dass ihn die Einsamkeit eines derart öden Fleckens nicht gestört hätte. Kurz bevor wir Italien verließen, hatte Atticus jedoch Cicero mitgeteilt, dass er zu seinem »großen Bedauern« höchstens einen Monat bleiben könne, sonst würde seine Anwesenheit bekannt und er selbst könnte nach Paragraph zwei von Clodius' Gesetz wegen Beherbergung eines Verbannten zum Tode verurteilt werden.

Sogar als wir in Dyrrhachium an Land gingen, war Cicero noch unentschieden, wohin er reisen wollte – nach Epirus im Süden, wo er nur vorübergehend Unterschlupf finden konnte, oder nach Macedonia im Osten, wo sein alter Freund Appuleius Saturninus

Statthalter war, und von da weiter nach Griechenland und Athen. Die Entscheidung wurde ihm schließlich abgenommen. Am Kai wartete ein Bote auf ihn – ein sehr nervöser junger Mann. Er schaute sich nach allen Seiten um, ob uns auch niemand beobachtete, dann zog er uns schnell in ein verlassenes Lagerhaus und überreichte uns einen Brief. Er war von Statthalter Saturninus. Er befindet sich nicht in meinem Archiv, da Cicero ihn mir, nachdem ich ihn vorgelesen hatte, wegnahm und zerriss. Dennoch erinnere ich mich noch genau an seinen Inhalt. Saturninus müsse ihm zu seinem »großen Bedauern« (wieder diese Floskel!) und trotz ihrer jahrelangen Freundschaft mitteilen, dass er Cicero nicht in seinem Haus aufnehmen könne, da es »mit der Würde eines römischen Statthalters unvereinbar ist, einem verurteilten Verbannten Beistand zu leisten«.

Hungrig, ausgelaugt, die Kleidung noch klamm von der Überfahrt, sank Cicero auf einem Stoffballen zusammen und schlug die Hände vors Gesicht. Der zerrissene Brief lag zu seinen Füßen. In diesem Augenblick sagte der Bote nervös: »Herr, ich habe noch einen zweiten Brief ...«

Er war von einem untergeordneten Beamten des Statthalters, dem Quästor Gnaeus Plancius. Seine Familie waren alte Nachbarn von Ciceros Stammsitz in Arpinum. Plancius schrieb, dass sein Brief geheim sei und dass er ihn mit demselben Boten schicke, da dieser vertrauenswürdig sei; dass er mit der Entscheidung seines Vorgesetzten nicht einverstanden sei; dass es ihm eine Ehre sei, dem Vater des Vaterlandes seinen Schutz anzubieten; dass Geheimhaltung überlebenswichtig sei; dass er schon auf dem Weg zur Grenze Macedonias sei, um ihn dort zu treffen; und dass eine Kutsche bereitstehe, um Cicero umgehend und im Interesse seiner persönlichen Sicherheit aus Dyrrhachium herauszuschaffen. *Ich ersuche Euch dringend, Eure Abreise keine Stunde länger hinauszuzögern. Näheres unter vier Augen.*

»Vertraut Ihr ihm?«, fragte ich.

Cicero schaute auf den Boden und erwiderte mit leiser Stimme: »Nein. Aber habe ich eine Wahl?«

Mithilfe des Boten organisierte ich, dass unser Gepäck vom Schiff zur Kutsche des Quästors gebracht wurde – ein trostloses Vehikel, kaum besser als eine Gefängniszelle auf Rädern, ohne Federung und mit Metallgittern vor den Fenstern, sodass ein fliehender Fahrgast zwar hinausschauen, von außen aber nicht gesehen werden konnte. Wir rumpelten vom Hafen in die Stadt und reihten uns in den Verkehr auf der Via Egnatia ein, der großen Überlandstraße, die bis nach Byzantium führte. Es fing an zu graupeln. Ein paar Tage zuvor hatte ein Erdbeben die Gegend erschüttert, die in dem Schneeregen ein erbärmliches Bild abgab. Leichen lagen aufgereiht am Straßenrand, hier und da waren kleine Gruppen Überlebender zu sehen, die sich zwischen den Ruinen in provisorischen Zelten drängten oder zusammengekauert an rauchenden Feuern saßen. Es war dieser Geruch nach Zerstörung und Verzweiflung, den ich draußen auf dem Meer gerochen hatte.